

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 29 (1939)
Heft: 46

Artikel: Jerry der Insulaner [Fortsetzung]
Autor: London, Jack
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-649565>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 09.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Jerry

der Insulaner

VON JACK LONDON

Copyright by Union Deutsche Verlagsanstalt (18. Fortsetzung)

Bergebens sprach Jerry sie zu dem weiblichen Gott. Er sah auf dem Halbdeck, den Kopf zwischen ihren Händen, und sprach und sprach, ohne doch je eine einzige Antwort von ihr zu erhalten. Mit leisem Winseln, mit Whuffs und Whiffs und knurrenden Kehllauten versuchte er immer wieder, ihr etwas von seiner Geschichte zu erzählen. Sie war lauter Zärtlichkeit und Mitgefühl; sie hielt seinen Kopf so dicht an ihren Mund, daß er fast ertrank in dem Duft, der ihrem Haar entströmte, und doch sagte ihr Herz ihr nichts von dem, was er erzählte, wenn sie auch seine Absicht fühlte.

„Wahrhaftig, Kamerad!“ konnte sie dann rufen. „Der Hund spricht. Ich weiß, daß er spricht. Er erzählt mir von sich. Wenn ich ihn nur verstehen könnte, wüßte ich seine ganze Lebensgeschichte. Er füllt mir meine untauglichen Ohren damit. Wenn ich ihn nur verstehen könnte!“

Harley war skeptischer, aber ihr weiblicher Instinkt riet richtig.

„Ich weiß es!“ versicherte sie ihrem Mann immer wieder. „Ich sage dir, daß er uns all seine Abenteuer erzählen könnte, wenn wir ihn nur verstehen würden. Kein anderer Hund hat je auf diese Weise mit mir gesprochen. Hier gibt es eine Geschichte. Ich fühle sie. Zuweilen weiß ich, daß er von Freude, von Liebe, von Jubel und Kampf erzählt. Dann wieder von Erbitterung, Kränkungen, Verzweiflung und Traurigkeit.“

„Natürlich“, sagte Harley ruhig. „Der Hund eines weißen Mannes, der unter den Menschenfressern von Malaita gelebt hat, muß selbstverständlich all diese Gefühle erlebt haben, und ebenso selbstverständlich kann die Frau eines weißen Mannes, eine liebe, reizende Willa Kennan, sich die Erlebnisse eines solchen Hundes vorstellen und die sinnlosen Laute, die er ausstößt, für den Bericht darüber halten und gar nicht einsehen, daß sich nur ihr eignes entzündendes, empfängliches, mitfühlendes Ich darin widerspiegelt. Das Lied des Meeres, von der Muschel gesungen — ja, Ruckuck! Das Lied, das man selbst dichtet und der Muschel einbläst.“

„Aber gerade das —“

„Du hast natürlich recht“, fiel er ihr galant in die Rede, „wie stets, besonders, wenn du am allermeisten unrecht hast.“

„Mach' du dich nur über mich lustig“, antwortete sie. „Aber ich weiß —“ Sie hielt inne, um einen Ausdruck zu finden, der stark genug war, da sie ihn aber nicht finden konnte, führte sie mit einer hastigen Bewegung die Hand an ihr Herz und rief damit eine Macht an, die stärker als alle Worte war.

„Wir sind einig — meine Reverenz“, lachte er heiter.

„Das selbe wollte ich gerade sagen. Unsere Herzen können unsere Köpfe jederzeit in Grund und Boden reden, und das Beste dabei ist, daß unsere Herzen recht haben, soviel auch die Statistiker beweisen mag, daß sie in der Regel unrecht haben.“

Harley glaubte weder damals noch später je an das, was seine Frau von Jerrys Erzählungen berichtete. Und sein ganzes

Leben lang, bis zu seinem Tode, hielt er es für einen reizenden poetischen Einfall Willas.

Aber Jerry, der vierfüßige irische Terrier, besaß wirklich die Gabe der Rede. Wenn er andern auch nicht die Kenntnis seiner Sprache beibringen konnte, so konnte er doch selbst eine neue Sprache schnell erlernen, und ohne Anstrengung, ja ohne jede Unterweisung begann er sich die Sprache anzueignen, die auf der Ariel gesprochen wurde. Leider war es keine einem Hunde zugängliche Whiff-Whuff-Sprache, wie die von Malasu erfundene, und wenn Jerry allmählich auch viel von dem verstand, was auf der Ariel gesagt wurde, so konnte er doch selbst nichts davon sagen. Er wußte, daß der weibliche Gott mindestens drei Namen hatte: Willa', Kameradin' und Frau Kennan', denn er hatte sie bei diesen verschiedenen Namen nennen hören. Aber er selbst konnte es nicht. Es war ausschließlich eine Göttersprache, die nur die Götter reden konnten. Sie glich nicht der Sprache, die Malasu erfunden hatte, und die ein Krompromiß zwischen Götter- und Hundesprache gewesen war, so daß Gott und Hund sich mit ihrer Hilfe unterhalten konnten.

Ebenso erfuhr er, daß der Mann Gott viele verschiedene Namen hatte: Harley', Kapitän Kennan' und Schiffer'. Nur in sehr engem Kreise, wenn sie unter sich zu dritt waren, hörte Jerry den Namen Kamerad', Liebster', Geduldige Seele', Freund', Willa's Glück'. Aber Jerry konnte diese Namen beim besten Willen nicht aussprechen, wenn er mit dem Manne oder mit der Frau zu reden wünschte. Und doch hatte er Malasu an stillen Abenden, wenn kein Lüftchen sich zwischen den Bäumen regte, ein Whiff-Whuff auf hundert Fuß Abstand zugeflüstert. Eines Tages beugte sich die Frau über ihn, daß ihr Haar, das nach einem Schwimmbad in dem salzigen Wasser trocknete, ihn umwehte, packte seine Schnauze und sang ihm ein kleines Lied ins Ohr. Mitten im Singen überraschte Jerry sie, und man kann mit gleichem Recht sagen, daß er sich selbst überraschte. Noch nie hatte er bewußt etwas derartiges getan. Und er tat es auch nicht absichtlich. Es überwältigte ihn einfach. Er hätte es ebenfowenig lassen können, das Wasser nach einem Bade abzuschüttern, oder im Traum um sich zu treten, wenn ihn jemand unter den Füßen fixelte, wie dem unwiderstehlichen Drang zu folgen, der ihn zwang, das zu tun, was er tat.

Im Singen verursachte ihre Stimme ein leises zitterndes Gefühl in seinem Ohr, und da kam es ihm vor, als ob sie fern und undeutlich, und als ob er, unter dem Einfluß ihres Singens, weit entrückt würde. In dem Maße fühlte er sich entrückt, daß er eben das Ueberraschende tat. Er setzte sich plötzlich, fast krampfhaft nieder, entzog seinen Kopf ihrer Hand, die seine Schnauze gepackt hielt, und ihrem Haar, das ihn wie ein Netz eingesponnen hatte, und begann mit hochgehobener Schnauze im Rhythmus ihres Gesanges zu zittern und hörbar zu atmen. Dann richtete er mit einem hastigen Ruck die Schnauze gegen den Zenith, öffnete das Maul und ließ eine Flut von Tönen

herausquellen, die sich schnell mit steigender Kraft hoben und dann langsam wieder erstarben.

Dies Geheul war der Anfang und brachte ihm den Namen 'Singvogel' ein. Denn Villa Kennan säumte nicht, dies Geheul, zu dem ihr Singen den Anlaß gegeben hatte, weiter zu entwickeln. Nie weigerte er sich, wenn sie sich hinsetzte, die Hand ausstreckte und ihm ermunternd zurief: „Los, Singvogel!“ Er kam sofort zu ihr, ließ sich von ihrem duftenden Haar umwo-gen, hob die Schnauze neben ihrem Ohr und fiel fast augen-blicklich ein, wenn sie leise zu singen begann. Namentlich Moll-töne spornten ihn an, und wenn er erst einmal in Gang gekom-men war, so konnte er mit ihr singen, solange sie wollte. Und es war wirklich Singen. Mit seiner gewohnten Geschicklichkeit in bezug auf alles, was mit dem Begriff Sprechen zusammenhing, lernte er schnell sein Geheul zu mildern und zu dämpfen, daß es ein voller weicher Ton wurde. Er lernte sogar die Töne hin-sterben und anschwellen zu lassen, zu beschleunigen und zu ver-zögern, sich ganz ihrer Stimme anzupassen.

Jerry genoß das Singen wie ein Opiumraucher seine Träu-me. Denn er träumte wirklich, verschwommene, unklare Träu-me, während ihn das Haar des weiblichen Gottes wie eine schwach duftende Wolke umwogte und ihre Stimme sich klagend mit der seinen mischte. Dann schwand sein Bewußtsein hin in Träumen, die ihn beim Singen besuchten, und die das Singen für ihn bedeuteten. Die Erinnerung an Schmerz erwachte in ihm, aber an einen Schmerz, den er längst vergessen hatte und der kein Schmerz mehr war. Es war eher eine wunderfame Traurigkeit, die sein ganzes Leben durchdrang und ihn von der Ariel (die in irgendeiner Korallenlagune lag) in das unwirkliche „Anderswo“ entführte.

Denn in solchen Augenblicken hatte er Gesichte. Es war ihm, als sähe er in kalter, trauriger Nacht auf einem nackten Hange und heulte die Sterne an, während aus der Finsternis, weit in der Ferne, ein andres Geheul als Antwort auf das seine ertönte. Und von nah und fern ertönte andres Geheul durch die Luft, bis es war, als spräche die Nacht mit seiner Stimme und der seines Geschlechtes. Es war sein Geschlecht. Ohne es sich klarzumachen, kannte er es, dies Gefühl der Zusammengehörig-keit mit dem Lande „Anderswo“.

Als Natasu ihn die Whiff-Whuff-Sprache lehrte, hatte er sich bewußt an seine Intelligenz gewandt; Villa aber wandte sich, ohne es zu wissen, an sein Herz und an seine Erbsinstinkte, rührte so an die tiefsten Saiten alter Erinnerungen und brachte sie zum Erklängen.

Zum Beispiel: Es war zuweilen, als tauchten nachts un-deutliche, schattenhafte Gestalten auf und zögen wie Gespenster an ihm vorüber, und dann hörte er wie im Traum den Jagd-ruf der Koppel, sein Blut begann schneller zu pulsieren, und sein eigner Jagdinstinkt konnte erwachen, bis sein leises Winseln zu heftigem Jappen wurde. Dann senkte er den Kopf, um sich aus dem Netz zu befreien, in das das Haar der Frau ihn einspann, und begann unruhige krampfartige Bewegungen mit den Füßen zu machen, als ob er lerne. Und heiße, wie der Blick ging es fort, hinweg über alles, was Zeit hieß, fort von der Wirklich-keit in den Traum hinein, in dem er selbst inmitten schattenhafter Gestalten in der jagenden Gemeinschaft des Koppels dahinschoß.

Und wie die Menschen sich stets nach dem Staub des Mohns und dem Saft des Hanfs gesehnt haben, so sehnte Jerry sich nach dem Glück, das er empfand, wenn Villa Kennan ihm die Arme entgegenstreckte, ihn in ihr Haar einspann und ihn über Raum und Zeit hinweg in das Geschlecht seiner Vorfahren sang.

Nicht immer, wenn sie zusammen sangen, hatte er dieses Erlebnis. Im allgemeinen hatte er keine Gesichte, nur unklare Gefühle, sanfte, traurige Gespenster von Erinnerungen an Din-ge, die gewesen. Dann wieder, wenn diese Traurigkeit ihn über-kam, konnte seine Seele von den Bildern von Schiffer und Herrn Haggin erfüllt werden; auch die Bilder von Terrence und Biddy und Michael und dem ganzen Leben auf der Meringe-

Plantage, das jetzt längst der Vergangenheit angehörte, erstan-den vor ihm.

„Mein Lieb“, sagte Harley eines Tages zu Villa nach einer solchen Gesangleistung, „es ist ein Glück für ihn, daß du keine Tierbändigerin oder, sagen wir, ‚Vorführerin dressierter Tiere‘ bist; denn dann würdest ihr beiden zu oberst auf allen Varieté- und Zirkusplakaten der ganzen Welt stehen.“

„Wenn ich das täte“, erwiderte sie, „würde er nichts lieber tun als das, zusammen mit mir —“

„Was die Nummer noch ungewöhnlicher machen würde“, fiel Harley ihr ins Wort.

„Du meinst —?“

„Daß von hundert Fällen nur einmal das Tier seine Arbeit, oder daß der Tierbändiger das Tier liebt.“

„Ich dachte, daß längst keine Grausamkeit mehr angewandt würde“, wandte sie ein.

„Das glaubt das Publikum, aber in neunundneunzig von hundert Fällen hat das Publikum Unrecht.“

Villa seufzte tief und entsetzt: „Dann muß ich die viel-versprechende und einträgliche Karriere wohl im selben Augen-blick aufgeben, da du sie für mich entdeckt hast. Aber die Plakate würden dennoch großartig wirken: mein Name in Riesenbuch-staben —“

„Villa Kennan, der weibliche Caruso, und Singvogel, der irische Terrier-Tenor!“ malte ihr Mann ihr die Überschriften aus.

Und mit leuchtenden Augen und weit heraushängender Zunge beteiligte Jerry sich an ihrer Heiterkeit, nicht weil er wußte, wovon die Rede war, sondern weil sie zeigte, daß sie sich freuten, und weil ihn die Liebe sich mit ihnen freuen ließ.

Denn Jerry hatte, und zwar in vollstem Maße, gefunden, was seine Natur forderte: die Liebe seines Gottes. Und da ihm klar war, daß die beiden gemeinsam über die Ariel herrschten, liebte er sie alle beide. Und gleichwohl — vielleicht weil ihre bezaubernde Stimme, die ihn in das Land „Anderswo“ trug, ihm das Herz durchdrang — gleichwohl liebte er den weiblichen Gott mit einer Liebe, die größer als alle andre Liebe war, die er je gefühlt hatte, ja, die selbst seine Liebe zu Schiffer übertraf.

* * *

Eines lernte Jerry gleich auf der Ariel, nämlich, daß Riggerjagd nicht erlaubt war. In seinem Eifer, seinen neuen Göt-tern zu dienen und zu gefallen, benutzte er die erste Gelegen-heit, eine Kanuladung von Schwarzen, die einen Besuch an Bord abstatten wollten, anzufallen. Villas Schelten und Harleys Befehl ließen ihn augenblicklich verblüfft innehalten. Vollkom-men überzeugt, daß er sich verhöhrt hätte, begann er wieder ei-nen Schwarzen, auf den er es besonders abgesehen hatte, zu bedrängen. Diesmal klang Harleys Stimme gebieterisch, und Jerry näherte sich ihm mit wedelnder Rute und sich drehend und wendend vor lauter Eifer, um Verzeihung zu bitten, wäh-rend seine rosenrote Zunge ebenso eifrig die Hand küßte, die sich ihm verzeihend entgegenstreckte und ihn streichelte.

Dann rief Villa ihn zu sich. Sie drückte ihn an sich und nahm seinen Kopf zwischen ihre Hände. Auge in Auge, Nase gegen Nase, erklärte sie ihm ernst, welche Sünde die Riggerjagd wäre. Sie erinnerte ihn daran, daß er kein gewöhnlicher Busch-hund sei, sondern ein blutsreiner irischer Terrier, und daß kein Hund, der ein Gentleman wäre, sich darauf einließe, Schwarze zu jagen, die nichts verbrochen hätten.

Und er hörte ernst zu, ohne mit den Wimpern zu zucken, und wenn er auch nur wenig von ihren Worten verstand, war ihm doch der Sinn klar. „Ungezogen“ war eines der Wörter der Ariel-Sprache, die er sich bereits angeeignet hatte. Jetzt ge-brauchte sie es mehrmals, und das bedeutete für ihn, daß er „nicht durfte“, und war etwas Ähnliches wie ein Tabu.

Da sie es nun einmal so wollte, wer war er — so hätte er sich mit Recht fragen können —, daß er ihrem Willen nicht

gehört oder gar sich gegen ihn aufgelehnt hätte? Wenn Nigger nicht gejagt werden durften, so jagte er sie eben nicht, trotzdem Schiffer ihn dazu angespornt hatte. Bewußt dachte Jerry zwar nicht über die Sache nach, aber er zog seine Schlüsse und beruhigte sich damit.

Einen Gott zu lieben, war für ihn daselbe, wie ihm zu dienen. Es war ihm eine Freude, dem Gott zu dienen und zu gefallen, und der Grundstein für allen Dienst war für ihn Gehorsam. Dennoch fiel es ihm eine Zeitlang sehr schwer, nicht zu knurren und die Zähne zu fletschen, wenn die Beine anmaßender fremder Nigger auf dem weißen Deck der Ariel an ihm vorbeischnitten.

Aber auch da gab es Unterschiede, wie er später erfahren sollte, als die Zeit kam, da Billa Kennan ein Bad, ein richtiges Bad in frischem, fließendem Wasser von den großen Regengüssen zu nehmen wünschte, und als Johnny, der schwarze Lolse aus Tulagi, einen Fehler beging. Auf der Karte war der Suli-Fluß nur eine Meile von der Mündung aufwärts verzeichnet. Der Grund dafür war, daß nie ein Weißer weiter hinauf gekommen war. Als Billa von dem Bad zu reden begann, beriet ihr Mann sich mit Johnny. Johnny schüttelte den Kopf.

„Kein fella Junge wohnen das Ort“, sagte er. „Nicht machen Spektakel euch. Busch fella Junge wohnen weit zu viel.“

Und so kam es, daß die Dampfbarkasse an Land geschickt wurde, und daß Billa, Harley und Jerry ein Stückchen den Fluß hinauf bis zu der ersten Stelle gingen, wo er eine passende Tiefe hatte, während die Besatzung im Schatten der Kokospalmen am Strande blieb.

„Man kann nicht vorsichtig genug sein“, sagte Harley, indem er seine automatische Pistole aus dem Halfter nahm und auf seine Kleider legte. „Wir könnten natürlich von einer Bande umherschweifender Neger überrascht werden.“

Billa ging bis an die Knie ins Wasser und blickte schauernd hinauf in das hohe, düstere Buschdach, das hier und da von einem vereinzelt Sonnenstrahl durchbohrt wurde.

„Ein angemessener Rahmen für eine dunkle Tat“, lächelte sie, indem sie das kalte Wasser mit der hohlen Hand schöpfte und es auf ihren Mann schleuderte, der sich sofort daranmachte, sie zu verfolgen.

Eine Zeitlang blieb Jerry neben ihren Kleidern sitzen und sah ihrem heiteren Spiel zu. Dann wurde seine Aufmerksamkeit von dem Schatten eines riesigen Schmetterlings gefesselt, und bald darauf begab er sich, auf der Fährte einer Waldratte, witternd in den Busch. Es war keine frische Fährte, das wußte er gut, aber in der Tiefe seines Wesens gab es Instinkte, die seine Vorfahren seit Beginn der Zeiten geübt hatten, und die ihn dazu trieben, zu jagen, zu wittern, lebende Geschöpfe zu verfolgen, kurz, zu spielen, daß er sein eignes Wild jage, obwohl der Mensch seit vielen Geschlechtern ihn und die Seinen mit Fleisch versorgt hatte.

Und so kam es, daß er Fähigkeiten in Gebrauch nahm, die zwar nicht mehr notwendig waren, aber immer noch in ihm wohnten und laut ihre Anwendung forderten. Er folgte der Fährte der längst verschwundenen Waldratte mit all der leichten, schleichen Schlaueit, die den kennzeichnet, der eine lebende Beute verfolgt und mit äußerstem Scharfsinn seine Schlüsse auf dieser Fährte zieht. Aber die Fährte wurde von einer andern, einer sehr frischen, unmittelbaren Spur gekreuzt. Als ob ihn jemand mit einem Strick daran gezogen hätte, flog sein Kopf mit einem Ruck zur Seite, so daß er einen rechten Winkel zu seinem Körper bildete. Seine Nüstern witterten den unverkennbaren Geruch von „Nigger“. Dazu war es ein fremder Nigger, denn es roch nach keinem von allen, deren Erinnerung in seinem Hirn aufgespeichert war.

Fortsetzung folgt.

Beresina

Von Dr. Arnold Jaggi.

Napoleon stellte drei Heere bereit, je ein kleines im Süden und im Norden, die eigentliche, die sogenannte Große Armee, die er selbst befehligte, in der Mitte. Im Süden, am untern Bug, stand das österreichische Hilfsheer, etwa 30,000 Mann stark, unter dem Kommando des Fürsten von Schwarzenberg. Es waren ihm auch sächsische und französische Truppenabteilungen beigelegt. An der Ostsee sammelte sich die ebenfalls kleine Nordarmee, die sich zur Hauptsache aus Polen und dem preußischen Hilfskorps unter General York zusammensetzte. Im ganzen zählten die drei Armeen, Beamte, Diener und Pferdeknechte eingerechnet, mindestens 700,000 Mann, seit der Völkerwanderung das größte Heer in Europa, das einem einzigen Willen gehorchte. Mehr als die Hälfte waren Nichtfranzosen, also Italiener, Holländer, Deutsche, Dänen, Polen und — mit den Nachschüben — ungefähr 9000 Schweizer.

Am 24. Juni 1812 begann Napoleon, ohne ausdrückliche Kriegserklärung, den Niemen zu überschreiten.

Die Russen verfügten höchstens über 300,000 Kämpfer. Sie fühlten sich den Franzosen nicht gewachsen und zogen sich darum zurück, nicht mit der Absicht, den Feind listig ins Innere zu locken. Die französischen Truppen litten unter den langen Märschen, den schlechten Wegen, einer förmlich italienischen Hitze und der Ruhr, durch das verdorbene Wasser verursacht. Zudem versagte das Verpflegungswesen. Mühselig schleppte man sich durch die ausgeraubten und verwüsteten Gebiete mit den dachlosen Häusern. „Das ist ein abscheulicher Krieg. Der Feldzug

von 1809 scheint nur ein Spaziergang im Vergleich mit diesem. Wenn es so fortgeht, weiß ich nicht, wie es werden soll.“ So schrieb schon am 11. Juli ein Teilnehmer in sein Tagebuch. — Es ging so fort. Die Soldaten wurden mürrisch. Sie ersehnten, sie erhofften eine Schlacht. Die ganze Armee sprach von ihr „wie von einem großen Feste, freute sich auf sie und ließ den Kopf hängen, so oft man sich in der Erwartung getäuscht sah“. Endlich unter den Mauern von Smolensk kam es zum Schlagen. Wohl errang Napoleon einen Erfolg; aber es gelang ihm nicht, das feindliche Heer zu vernichten und ihm den Rückzug zu verwehren. Es blieb alles beim alten: die Russen zogen nach Osten, und die Franzosen wankten ihnen auf den endlosen Straßen nach. Napoleons geistigem Auge leuchtete jetzt Moskau, die heilige Stadt, entgegen. Hier würde er über Alexander siegen und ihm den Frieden diktieren. Die Russen entschlossen sich wirklich, Moskau nicht freiwillig zu opfern, sondern den Kampf zu wagen. Die Heere maßen sich in der furchtbar blutigen Schlacht von Borodino am 7. September. Auf beiden Seiten wurde mit unerhörter Erbitterung gekämpft. Am Abend rückten die Franzosen in die russischen Stellungen vor; aber die Entscheidung war nicht gefallen. Nach einer Woche zog Napoleon ungehindert in Moskau ein. Er nahm vom Kreml Besitz und glaubte, die Armee mit Lebensmitteln wohl versorgen und für alle Mühe entschädigen zu können. Allein noch am selben Abend sah man bald hier, bald dort Feuer aufblitzen. In der Umgebung Napoleons meinte man zuerst, die betrunkenen und un-